

## **Laudatio von Peter-Matthias Gaede auf Gerd Ludwig, den Dr.-Erich-Salomonpreisträger der DGPh 2014**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
ach, war es mal schön und leicht, über Photographie zu sprechen. Und Photographen zu verehren. Und beides, mit Genuss und Ehrfurcht über einen Photographen zu sprechen, über Gerd Ludwig, das soll und will ich ja hier.

Aber umstellt findet man sich dabei heutzutage von jeder Menge Problematisierungen der Photographie, ob man will oder nicht. Dass wir „Seh-Junkies“ geworden seien, meint Eberhard Havekost, Professor für Malerei; dass die Dominanz der Sprache von einer Hegemonie der Bilder abgelöst worden sei, findet der Kunsthistoriker Horst Bredekamp. Doch vorschnell sei es, anzunehmen, dies für gute Zeiten für die Produzenten von Bildern zu halten. Denn die Sucht nach dem Visuellen sage weder über das Sehen noch über das Erkennen sehr viel. Und die Allgegenwart von Bildern könne auch deren Entwertung bedeuten. Die Entwertung des einzelnen Bildes zumindest. Jenes Bildes, für das der Fotojournalist im Meer von Millionen medialen Signalen noch Geduld verlangt, ein Innehalten. Jenes Bildes, für das er Respekt haben möchte, während die Zahl der an einem einzigen Tag auf Facebook geladenen Bilder angeblich 400 Millionen beträgt – 40 Jahre ohne Pause, ohne Schlaf würde es dauern, sie anzuschauen.

Ein zweiter Effekt der Bilderflut, so wird gesagt: Misstrauen. Das Misstrauen, einer bis in den letzten Winkel abgelichteten Oberfläche der Welt könne überhaupt noch Bedeutung abgewonnen werden. Denn Intimität beginne erst jenseits des Sehens, ist eine These. Und nicht mehr die unverwechselbaren Zeichen der Oberfläche seien es doch, die einen Menschen wirklich zeigten, sondern die DNA-Analysen von Haaren, Fingernägeln und Blut.

Und dann noch das: Ist nicht fast alles schon déjà-vu heutzutage,  
Wiederholung, abgenutzt beim und vom Hinsehen? „Noch niemals hat

eine Zeit so gut über sich Bescheid gewusst, wenn Bescheid wissen heißt: ein Bild von den Dingen haben“, schrieb der Kulturphilosoph Siegfried Kracauer. Freuen wir uns darüber? Oder ist der Argwohn gewachsen, dass ein Bild von der Wirklichkeit gar nicht Wirklichkeit ist? Sondern Inszenierung, geglättet oder dramatisiert. Und wenn nicht eines von beidem, dann nur banal.

Waren es dieselben Zweifel, war es dieselbe Abkehr vom alten Beruf des Fotoreporters, derselbe Überdruß am Bilderverschleiß der Medien, derselbe Rückzug in die Innerlichkeit, dieselbe Skepsis gegenüber dem, was die Welt da draußen noch an Geschichten zu bieten hat, wie sie auch vor anderthalb Jahrzehnten schon in einer Ausstellung zu spüren war, die „Das deutsche Auge“ hieß? Mir schien diese Schau, den Studiengang in Hannover gab es noch nicht, Ausdruck einer schweren Melancholie deutscher Photographie mit Hochschulsozialisation zu sein. No motion! Schockgefrorenes Land. Trockenstarre. Badezimmerkacheln. Liebe, die nicht wie Liebe aussehen durfte. Hermetik statt offener Raum. Millimeterpapier, Klarsichthülle. Masken. Verdrahtungen. Ziertanne in Kettenhaft. Baumstümpfe unter Autobahnzubringern. Der deutsche Blick: linear, ordnungswütig, gnadenlos aufgeräumt, pädagogisch, verdrießlich, vielleicht von der Sehnsucht getrieben, einsam zu sein und zu bleiben. Die Gewalt der Erziehung über die Lust.

Theorie also vor direkter Weltanschauung, Kopf statt auch Bauch, Synthese statt Direktheit, problematisierende Distanz statt Authentizität, die Käseglocke der Reflexion in klimatisierten Räumen statt Neugier auf das Leben der anderen. Der Publizist und Reporter Jörg-Uwe Albig schrieb: „Die Photographie, bisher der eifrigste Komplize der Wirklichkeit“, habe „die Demut gegenüber der Wirklichkeit aufgegeben“, das Credo, diese hin- und sich selbst zurückzunehmen. „Unterschiedlich – und bis zum Überdruß? – interpretiert erscheint die Wirklichkeit, kommt es nun darauf an, sie zu ersetzen?“

---

Und trotzdem ist hier jetzt der Punkt, endlich noch einmal der Reportage-Photographie eine Liebeserklärung zu machen – und also endlich einem Gerd Ludwig. Ich glaube, über ihn kann man zunächst einmal sagen, dass er das glückliche Gegenteil von Verzagtheit, Weltflucht und Gelangweiltsein ist. Und dann kann man so gut wie alles nennen, was einen herausragenden Fotoreporter auch von jenen Millionen Menschen mit der Kamera unterscheidet, denen der Zufall mitunter ein gutes Einzelbild liefert. Und das ist ja bei weitem nicht nur die handwerkliche Könnerschaft. Gerd Ludwig erfüllt, was sich von Ausnahme-Fotojournalisten erwarten lässt: Dass sie mit Bildern von der Außenhaut der Wirklichkeit zugleich Röntgenbilder liefern. Dass sie Widerstände überwinden und in verschlossene Welten vordringen; und die gibt es ja noch. Dass wir ihren Bildern ihre Lebenserfahrung und ihr Wissen um Zusammenhänge anmerken. Wir bauen auf ihre Fähigkeit, die Essenz vom Effekt, die tiefere Wahrheit vom ersten Anschein zu unterscheiden und das Wesentliche zu erkennen.

Mit dem Mann, den ich hier nahezu hemmungslos loben möchte, teile ich etwas, das zusammenschweißt: eine Primärsozialisation in der hessischen Provinz. Also in etwas, das man nicht unbedingt einen schicken Kontext nennt - und das lebenslang für eine gewisse Erdung sorgen kann. In die akademischen Reinräumen elaborierter Medientheorie sind wir also beide nicht hineingeboren worden. Aber diese Herkunft war ursächlich dafür, dass wir bis heute freundschaftlich teilnehmen am Leben des anderen, soweit das zwischen einem National Geographic- und einem GEO-Menschen möglich ist (und es ist natürlich bestens möglich!), und dass es Gerd Ludwig und ich sogar einmal geschafft haben, gemeinsam an einer Geschichte zu arbeiten. Einer Geschichte, in der wir die Sensation des Normalen gefeiert haben, das Besondere am Unscheinbaren. Es war eine Geschichte jenseits alles Exzessiven, sie konnte sich keinerlei Bedeutung aus dem Drama leihen, nicht einmal mit einer Schusswunde begannen die Tage in ihr. Es ging um Gerd Ludwigs Heimatstadt Alsfeld, die er mochte - wenn nicht die Stadt, dann doch wenigstens eine Reportage über sie

- , obwohl er wissen konnte, dass für einen World Press Photo Award entschieden zu wenig blood, sweat and tears an ihr klebten.

Und auch eine Anwartschaft auf den Erich-Salomon-Preis hat sich Gerd Ludwig mit Alsfeld vermutlich noch nicht erworben. Obwohl in meinen Augen schon damals etwas deutlich wurde, ganz beiläufig, was seine Arbeit auch später auszeichnen sollte, als er sich den großen Stoffen, dem Weltbewegenden zuwandte, und es seither durchgehend tut: Gerd Ludwig ist ein Menschenfreund. Keiner, der seine Kamera mit einer Schnellfeuerwaffe zum Abschließen erstbesten Effekte verwechselt. Keiner, der seine Kamera wie ein Schild benutzt, um sich in seinen eigenen Gefühlen einzubunkern. Keiner, der vereist, um cool zu wirken. „Meine Fotos“, sagt er selber, „sollten nie abweisend sein oder distanziert, denn gute Fotos werden mit dem Herzen gemacht und mit dem Verstand.“ Und: „Photographie ist Kommunikation.“

Und: Gerd Ludwig gehört nicht zu jenen, die am Morgen schon wissen, wie sie den Abend gefunden haben werden. Er kann glühen. Und insofern ist er die lebende Antithese zur furchtgesättigten Behauptung, der Fotojournalismus sei nahtodgefährdet.

Für was dagegen steht Gerd Ludwig, der einstige Mitbegründer von Visum, der Weltreisende durch 70 Länder, der Fotoreporter einst für Stern, GEO, Spiegel, für Zeit Magazin, Time und Life; der Mann, der seit 1989 etwa 30 meist bedeutende Reportagen für National Geographic erarbeitet hat? Er gehört zu denen, die sich aus den Reinräumen herausbewegen. Die sich die Welt zumuten und Lifestyle nicht mit Leben verwechseln. Seine Fähigkeiten benutzt er, um uns das Leben anderer vor Augen zu führen, nicht um über sein eigenes zu reflektieren. Er lässt uns nicht zu Analphabeten beim Dechiffrieren seiner Bespiegelungen werden, er nötigt uns nicht dazu, durch Kunstnebel zu tapsen, er konfrontiert uns ganz einfach mit dem, was geschieht auf der Welt - und was wir ohne ihn nicht sehen könnten. Was er **gesehen** hat, aber nicht inszeniert. Er leiht uns seine Augen.

Auch seine Emotionen. Er traut der Welt noch zu, dass sie Geschichten birgt. Er langweilt sich nicht in dieser Welt.

Er ist, vor allem, der Menschen nicht überdrüssig, weder der glücklichen, noch der rotzenden, blutenden, leidenden Menschen. Er muss, wenn er sie Photographiert, weder Horizonte kippen noch so unscharf werden wie jene, denen die Schärfe der Realität offenbar Angst einjagt.

Gerd Ludwig ist nicht bleich um die Nase und geht geradeaus. Was er in all den Jahren mitgebracht hat aus den Resten der alten Sowjetunion, aus der Glasnost-Periode, aus dem schwierigen neuen Russland, aus den Katastrophenzonen um Tschernobyl - alles das ist ja so etwas wie sein Lebensthema geworden - : es verkörpert die Vitalität, die Emotionalität, das Drama und auch die Schönheit journalistischer Photographie. Es hat die Nachhaltigkeit des stillen, aber deswegen nicht stummen, des unbewegten, aber dafür im besten Falle umso mehr bewegenden Bildes. Es sind Bilder mit Nachbrennfaktor. Solche, die die Kraft haben, sich in unseren Hirnen einzunisten. Und davon hat Gerd Ludwig, siehe nur sein jüngstes Buch über Tschernobyl, nicht wenige geschaffen.

Und: Gerd Ludwig hat Gedächtnis, er bleibt lange an seinen Themen, wechselt sie nicht wie ein Hemd. So oft wie er war niemand am heißen Kern von Tschernobyl. Während wir längst weiter sind, während sich eine Vielzahl von immer neuen Katastrophen aller Art in unserem Bewusstsein überlagert und verdrängt, während wir vielleicht müde werden und sich jene *compassion fatigue* einstellt, die nahezu unvermeidlich ist bei all den Nachrichten aus der Ostukraine, aus Gaza-Stadt, Aleppo, Erbil, sagt er über Tschernobyl: „Für mich ist es nicht vorbei, auch wenn die traditionellen Printmdien nicht mehr interessiert zu sein scheinen.“ Und liefert uns Langzeitbelichtungen, die dem Geschwindigkeitsdiktat widerstehen. Einem Diktat, das zur Entdifferenzierung journalistischer Berichterstattung beiträgt, wenn die Blitzlichtgewitter so grell sind, dass Hintergründe nicht mehr

---

wahrzunehmen sind. Gerd Ludwigs Arbeit steht auf seinem Themenfeld für jenes konzentrierte Innehalten, das helfen kann, aus einem festgehaltenen Moment in freier Wildbahn das Bildnis einer Zeit zu machen. Bilder von der Außen- in unsere Innenwelt zu transportieren, wo sie von einem gemachten Bild zu jenem Bild werden, das **wir** uns machen.

Es sind ja selten laute Bilder, die Gerd Ludwig macht. Manche sogar eher Mauerblümchen als Bombeneinschlag. Aber ernsthaft sind sie. Sie wehren sich gegen das, was manche die Infantilisierung unserer Gesellschaft nennen. Gegen jene Medienshow zumal, die auf Knopfdruck Krokodilstränen über das Leben vergießt. Es sind Bilder, die ohne Hyperventilation auskommen und ohne das Geschrei, das vielfach zur Leitwährung der Mediengesellschaft geworden ist im Kampf um die knapper werdende Ressource Aufmerksamkeit. Allerdings: Gerd Ludwig wehrt sich auch, und ich finde mit Klugheit tut er das, gegen den chronisch auftauchenden Anwurf, tragische Themen dürften nicht gut, nicht schön Photographiert werden, am besten nicht einmal in Farbe. Er sagt: „Ich glaube, dass eine gute Bildkomposition mit der guten Grammatik eines Schreibers verglichen werden kann. Die Komposition ist schlicht der Weg, Menschen zum Hinschauen zu verleiten.“ Und sollte ein Autor in schlechtem Deutsch über Umweltkatastrophen schreiben? Nein, so wenig wie ein Photograph das mit schlechten Bildern tun sollte!

Und von noch etwas hält sich Gerd Ludwigs Arbeit fern. Von der Parole, Geiz sei geil. Einer Parole, die verfänglich ist, sich aber vielleicht schon bald als eine Art als One-Night-Stand mit postkoitaler Frustration erweisen wird. Klar mindestens ist: Mit Geiz im Herzen, mit Geiz an menschlichem Mitgefühl, mit Geiz an Ideen, mit Geiz an Intelligenz, mit Geiz am Zeitbudget ist jedenfalls auch herausragende Photographie nicht zu haben. Und sie lässt sich weder klonen noch aldisieren.

---

Gerd Ludwig ist nicht geizig, war es nie. Sicher, er hatte das Glück, in der noch goldenen Ära des Magazin-Journalismus größer zu werden – und hat nun das Glück, für eine Zeitschrift arbeiten zu dürfen, die ihm gestattet, was er für eine notwendige Voraussetzung guter Foto-Reportagen hält: „Recherche, Recherche, Recherche“. Und die Zeit, erst einmal zuzuhören, erst einmal hinzusehen, erst einmal sich hinzusetzen zu den Menschen, die wir später auf seinen Bildern sehen. Aber er ist ja nicht mit einem Leica-Stipendium und einer Nikon vor dem Bauch auf die Welt gekommen, hat sich sein Glück erarbeitet – mit einer Voigtländer startend, erworben aus Maurer- und Kellner-Tätigkeit.

Da, als er von seinem Lehramts-Studium ließ und zu Photographieren begann, und bevor es ihm der berühmte Professor Otto Steinert in Essen dann nach allen Regeln der Kunst verfeinerte, hat Gerd Ludwig vielleicht eine erste Ahnung von dem bekommen, was André Kertész gemeint haben könnte, als er sagte: „Die Kamera – mit ihrer Hilfe mache ich alles um mich herum sinnvoll.“

„Bilder sind immer auch ein Katalysator für unser Wissen und Bewusstsein“, hat Diego Goldberg, vor einigen Jahren Vorsitzender der World-Press-Photo-Award-Jury, geschrieben, „sie verändern unsere geistige Datenbank, sie bestärken unsere Reflexion, sie füttern unsere Sensibilität“. Genau das tun Gerd Ludwigs Bilder aus dem fernen nahen Osten. Sie tun es mit einer spezifischen Friedlichkeit, auch wenn sie viel Elendes zeigen. Einer Friedlichkeit, die keine Beschwichtigungsabsicht hat, aber die auch nicht die Bilder eines *ambulance chasers* sind. Don McCullin, KriegsPhotograph, hat einmal gesagt: „Es gibt eine Gefahr, über Schlachtfelder zu gehen und dabei über Goya und moderne Kunst und Photowettbewerbe nachzudenken“. Ich glaube nicht, dass Gerd Ludwig das tut. Seine Passion scheint mir eine milde zu sein. Er ist kein Held. Seine Helden, sagt er, sind die, die er Photographiert. Auch wenn sie, nach Schlagzeilen-Maßstäben, gar nichts besonderes seien. Menschen in einem Zug in Sibirien etwa, die

sich anlächeln, Szenen, die Lara Jo Regan einmal „das Heilige des Einfachen“ genannt hat.

Gestehen muss ich allerdings: In Stress-Situationen habe ich Gerd Ludwig gar nicht erlebt. Einer, der die Fotoreporter ebenso ehrt wie ich es tue, schrieb einmal in GEO:

„Fotoreporter sind nette Menschen. Außer bei der Arbeit. Dann werden sie unausstehlich. Dann ähneln sie heliotropen Pflanzen, deren Gemütszustand vom Lichteinfall geregelt wird: Zwei Lux zu wenig, und die Mundwinkel hängen welk herunter. Yves zum Beispiel. Bevor es über ihn kam und er Fotoreporter wurde, hatte er Medizin studiert. Yves ist von angenehmster Wesensart, jeder würde sich von ihm eine Niere herausnehmen lassen oder auch beide. Doch als wir drei Wochen lang miteinander unterwegs waren, saß da plötzlich ein Dr. Hyde neben mir, der unansprechbar wurde, jähzornig und tyrannisch, sobald er etwas witterte, was er eine Doppelseite nannte.

Jene Besessenheit, die nette Menschen ergreift, sobald sie graue Khakiwesten mit vielen Taschen überstreifen, erstaunt uns Laien, irritiert wie Stierkampf, Boxen oder schlechte Manieren. Aber es sei ja auch klar: Schließlich müssten sie in 22 Fotos, belichtet insgesamt rund 0.22 Sekunden, ganze Geschichten aus drei Wochen zusammenfassen..... Und: Ein Autor könne auch noch das Scheitern beschreiben, ein Photograph könne das nicht. Und: Magazine druckten eben Fotos, keine Ausreden. Für die Fotoreportage gebe es nur das Jetzt, keine Vergangenheit.

Es gibt, schrieb der Autor, keinen Photographen, der nach einem Auftrag glücklich ins Flugzeug steigt. Die meisten lassen sich zwei Whiskey-Fläschchen reichen und erklären, dass das ihr letzter Job gewesen sei, dass die Zeiten des Fotojournalismus vorbei seien und Bildredakteurinnen sowieso keine Ahnung hätten. Und zwei Wochen später rufen sie an, nette, entspannte Menschen, krähen

---



Zufriedenheit und rufen: „Lass uns ein Buch aus dem Material machen!“

Aber vorher sei da eben der Blues, meisten in einem schäbigen Hotel in Magnitogorsk... Nur: Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass Gerd Ludwig dann unausstehlich werden kann. „Aggressivität hilft nicht“, sagt er. Und: „wir sollten neugierig in Situationen hineingehen und weiser aus ihnen herauskommen.“ Und die Flora von Hawaii würde er ja ohnehin nicht Photographieren wollen: „Wie schrecklich, wie langweilig“, sagt er.

Also muss er halt ein bisschen leiden: Und hat begriffen, dass der Photographen-Status nicht gleich nach dem eines Rockstars kommt, wie er einmal glaubte. Und dass auch aus seinem Traum nichts wird, der erste Photograph auf dem Mond zu werden, weshalb er Drei-Monats-Assignments in Nischni Nowgorod längst als Ersatz akzeptiert. Und dass es nie mehr so schön sein wird wie auf dem weichen Waldboden, auf dem er als Kind beim Beerensammeln einschlieft.

So vergibt nun die Deutsche Gesellschaft für Photographie zum 43. Mal den Erich-Salomon-Preis, zum 29. Mal an einen einzelnen Photographen, zum neunten Mal erst an einen deutschen Photographen: Gerd Ludwig, 1947 in einem kleinen Ortsteil der kleinen Stadt Alsfeld geboren, 1984 nach New York gezogen in dem Gefühl, im kleinen Deutschland immer zu fern vom Geschehen zu sein, Ende der 1980er Jahre in die starken Arme von National Geographic gesunken, seit 1992 von der kalifornischen Sonne beschienen und insgesamt ganz sonnig geblieben, ein freundlicher Charakter, in Museen, Galerien und bei Lectures geehrt, in Bücher gebannt und dem Gefühl bekannt, die Welt zwar nicht aus den Angeln heben zu können, aber doch immer wieder den Unterschied auszumachen, wenn er jene 20 000 Bilder von einem Assignment sichtet, von denen es 20 dann vor die Augen der Öffentlichkeit schaffen.

---

100 Jahre alt möchte er werden, hat Gerd Ludwig einmal gesagt. Und dann von seinem Assistenten irgendwo auf einem Feld mit der Kamera in der Hand gefunden werden.

Möge ihm auch das gelingen!

© Peter-Matthias Gaede, im September 2014

---